

Mut

ZUGEWANDT

Eine Notfallseelsorgerin erzählt

VERANTWORTUNG

Mut, den Familienbetrieb zu übernehmen

VERTRAUEN

Mut für EINE weihnachtliche Welt



ERZBISTUM
PADERBORN

LIEBE LESERINNEN UND LESER,

Mut – dieses Wort begleitet uns in diesem Magazin auf besondere Weise. Vielleicht, weil unsere Zeit uns immer häufiger herausfordert. Vielleicht auch, weil Mut etwas ist, das man nie nur für sich selbst hat, sondern immer auch für andere. Mit der Geburt Jesu an Weihnachten erinnern wir uns daran: Mut beginnt oft im Kleinen – im leisen Schritt, im ersten Versuch, im Vertrauen darauf, beim Gehen Halt zu finden.

Die Beiträge in diesem Magazin erzählen genau davon. Sie handeln von Menschen, die über sich hinausgehen – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Von Jugendlichen, die sich im Hochseilgarten an schwankende Bretter wagen und merken: Mut wächst, wenn Gemeinschaft trägt. Von einer jungen Frau, die im Ballonkorb in den Himmel steigt und ihren Schülerinnen und Schülern im Religionsunterricht zeigt, wie Glaube Perspektiven verändert. Von einer Hospizbegleiterin, die Menschen in schwersten Stunden begleitet und dort eine Kraft spürt, die größer ist als die Angst. Von einer Feuerwehrfrau, die immer wieder losfährt, ohne zu wissen, was sie erwartet – und darin Erfüllung findet. Von einem jungen Priester, der sich in eine vom Wandel geprägte Stadt senden lässt und dort Hoffnung stärkt. Und von einem Landwirt, der Verantwortung übernimmt, weil Dankbarkeit seine Haltung prägt und Vertrauen trägt.

Sie alle zeigen: Mut ist nicht laut. Er wächst unterwegs. Er entsteht, wenn jemand den ersten Schritt tut – und dabei erfährt, nicht allein zu sein. Auch die Weihnachtsbotschaft ist eine Mutgeschichte. Gott kommt in unsere Welt, nicht mit Macht und Glanz, sondern als Kind in einer Krippe. Das ist eine zärtliche, zugleich kraftvolle Form von Mut. Die Erfahrungen anderer Menschen – und manchmal auch unsere eigenen Mutgeschichten – brauchen wir, um zu spüren, dass Gott mit uns unterwegs ist. Gerade jetzt. Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Adventszeit, ein mutmachendes Weihnachtsfest und viele Momente, in denen Sie spüren: Der Mut ist größer als die Entmutigung.

Ihr



DIRK LANKOWSKI
REDAKTIONSLEITER

WENN SICH EIN GROSSER SCHRITT SICHER ANFÜHLT

Mit 26 Jahren hat Christian Richard den Bauernhof seiner Eltern übernommen. Warum fühlt es sich für ihn nicht mutig an, so viel Verantwortung zu tragen?

SEITE 4



„Himmels-Erfahrungen“

Religionslehrerin Lena Dorenkamp findet zwischen Klassenzimmer und Ballonkorb ihre ganz eigene Perspektive auf den Glauben.

SEITE 6



ANRÜCKEN IN UNKLAREN SITUATIONEN

Wenn Sekunden zählen und nichts sicher ist: Susanne Hüwel-Rozmans Dienst zwischen Einsatz, Emotion und innerer Stärke.

SEITE 9

3.000 Stimmen und eine Botschaft



Wie junge Sängerinnen und Sänger mit Musik, Glauben und Gemeinschaft zeigen, was Mut heute bedeutet.

SEITE 12

MUT FÜR EINE WEIHNACHTLICHE WELT

Was die biblischen Weihnachtsgeschichten im Matthäus- und Lukasevangelium mit Mut zu tun haben.

SEITE 14



„STERBENDE SIND DIE MUTIGSTEN MENSCHEN, DIE ES GIBT.“

Im ambulanten Hospizdienst St. Elisabeth Lennestadt begleitet Hannah Franzen Menschen auf ihrem letzten Weg.

SEITE 16

MUT FINDEN, HOFFNUNG LEBEN, VERÄNDERUNG WAGEN

Unterwegs mit Vikar Jakob Ohm in einer Stadt und einer Kirche im Wandel.

SEITE 19

MUT ZUM NEUAUFBRUCH

Wie die Siesener Franziskanerinnen fürs CityKloster Dortmund ihre Komfortzone verlassen.

SEITE 22



MUTIG HOCH HINAUS – FÜR ALLE

Zwischen Kallenhardt und Rüthen zeigen junge Menschen im Hochseilgarten der Pfadfinder, wie Mut entsteht, wenn Gemeinschaft trägt.

SEITE 24

Was bedeutet Weihnachten?

Brigitte Mohn führt die Bertelsmann Stiftung in Gütersloh und engagiert sich gesellschaftlich stark. Über den Kern von Weihnachten und eine Zeit des Gebens.

SEITE 26

Unsere digitalen Weihnachtsangebote:
www.erzbistum-paderborn.de/weihnachten





WENN SICH EIN GROSSER SCHRITT SICHER ANFÜHLT

MIT 26 JAHREN HAT CHRISTIAN RICHARD
DEN BAUERNHOF UND DEN FORST
SEINER ELTERN ÜBERNOMMEN.
WARUM FÜHLT ES SICH FÜR IHN
NICHT MUTIG AN,
SO VIEL VERANTWORTUNG ZU TRAGEN?

Es ist 4.30 Uhr an diesem Mittwochmorgen. Der Wecker von Christian Richard klingelt. Aufstehen, Futter für die 60 Kühe mischen, im Stall nach dem Rechten sehen, melken. Routine? Nicht heute Morgen. Im Stall fällt dem 28-Jährigen auf, dass die Kuh, die gestern ein Kälbchen zur Welt gebracht hat, wackelig auf den Beinen ist. Er tastet sie ab und stellt fest, dass sie kalte Ohren hat – ein Zeichen, dass die Durchblutung des Tieres auf die wichtigsten Organe heruntergefahren ist. Der Grund: Calcium-Mangel. Noch längst bevor die Sonne über Grevenbrück im Kreis Olpe aufgegangen, die erste Tasse Kaffee oder das erste Brötchen im Magen ist, muss Richard die Kuh behandeln. Er holt eine Infusion samt Infusionsbesteck und sticht eine Nadel in die Milchvene am Bauch der Kuh, um sie aufzupäppeln. Es ist einer von vielen Momenten an diesem Tag, in denen Richard spürt, was es bedeutet, vor zwei Jahren den Bauernhof seiner Eltern übernommen zu haben. Er trägt die Verantwortung: für das Wohl der Tiere und die Wirtschaftlichkeit des Hofes, für über 60 Hektar Grünland und Ackerflächen, für die fünf Ferienwohnungen auf dem Bauernhof, den Forst der Familie, fast 300 Hühner und ein paar Gänse. Ein mutiger Schritt? Ja und nein.

„DANN KOMMEN ZWEIFEL AUF.“

Klar ist: Mut braucht es da, wo Herausforderungen anstehen. Wo Ängste oder Zweifel im Spiel sind. Bei Christian Richard war das vor allem der Fall, als der Papierkram zwischen ihm und seinen Eltern erledigt wurde: der Vertrag zur Betriebsübergabe. „Das habe ich erst als Formsache angesehen“, sagt Richard, „aber es war schon eine intensive Zeit, in der wir uns immer wieder zusammengesetzt haben. Vor allem, weil es in den Verträgen um

sehr kritische Situationen ging.“ Zum Beispiel: Was ist, wenn er ver stirbt? Wer bekommt den Hof dann zurück? Oder: Was ist, wenn er durch eine Drogensucht oder andere Umstände nicht mehr geschäftsfähig ist? Was ist, wenn ihm die physischen oder psychischen Kräfte ausgehen und er nicht mehr zehn Stunden am Tag für den Betrieb funktionieren kann? Christian Richard sagt: „Man denkt ja häufig, dass alles ideal läuft, aber wenn man gezwungen ist, sich über den Worst Case Gedanken zu machen, dann kommen Zweifel auf.“

MUT? DANKBARKEIT!

Mutig findet er seine Entscheidung trotzdem nicht, sagt Christian Richard: „Wenn ich an einen Bekannten denke, der mit 22 Jahren in der Nachbarschaft ein Restaurant eröffnet, dafür Geld aufnehmen musste, um sein Restaurant aufzubauen und damit ganz vorne anfang – das ist Mut für mich.“ Sein Schritt fühlt sich eher wie ein „großer Vertrauensbeweis“ seiner Eltern ihm gegenüber an. Sie übergeben ihm das, was sie aufgebaut haben: die Gebäude, Tiere, Flächen und die Ferienwohnungen, die zum Hof gehören.

Doch all das verunsichert Christian Richard nicht, sondern schenkt ihm Sicherheit. Einerseits, weil die Eltern noch weiter mitarbeiten. Aber auch, weil er die Chancen statt der Gefahren sieht. Weil er sich selbst etwas zutraut. Und weil er den Rückhalt seiner Familie spürt. Er sagt: „Durch meine Eltern, meine Schwestern, Freunde und Bekannte haben ich so ein starkes Umfeld – das gibt mir unheimlich Sicherheit.“ Genauso stärkt ihn die Gemeinschaft unter den Landwirten in der Region: „Selbst wenn ich alleine auf dem Hof wäre und ein Problem mit einer Kuh hätte – dann könnte ich direkt fünf

andere Bauern anrufen, die mir helfen würden, obwohl sie selbst genug zu tun haben.“

Neben der Unterstützung durch Familie und Freunde spielt für Christian Richard eine weitere Kraft eine große Rolle: Dankbarkeit. Sie trägt ihn durch die vielen Unwägbarkeiten des landwirtschaftlichen Alltags. Gerade in Momenten, in denen trotz guter Planung vieles anders kommt als erwartet, spürt er, wie gut es ihm dennoch geht. Dieses Bewusstsein nimmt Druck, schafft Gelassenheit und öffnet den Blick für das, was wirklich trägt. „Ich bin dankbar, dass hier alles funktioniert. Dass ich mit dem Glück gesegnet worden bin, hier oben auf diesem schönen Fleck Erde leben und arbeiten zu dürfen“, sagt Christian Richard. Diese Haltung ist im Alltag seiner Familie fest verankert – nicht als großes Thema, sondern als selbstverständlicher Ausdruck ihres Glaubens. Sichtbar wird das etwa im Tischgebet vor und nach dem Essen: ein kurzer Moment, in dem sie bewusst Gott danken für das, was ihnen geschenkt ist: „Das reicht von der Dankbarkeit für die Schale Salzkartoffeln auf dem Tisch, aber auch dafür, dass der Hof läuft, die Tiere gesund sind und die Arbeit gelingt.“


EIGENE IDEEN UMSETZEN

Gerade dass es sich für Christian Richard nicht wahnsinnig mutig anfühlt, den Hof seiner Eltern zu übernehmen, zeigt drei Dinge, die es braucht, um einen großen Schritt zu gehen: die Fähigkeit, sich auf Chancen statt auf die Risiken zu fokussieren. Dankbar zu bleiben. Und ein starkes Umfeld, das einen unterstützt. Mit dieser Sicherheit im Rücken will Christian Richard den Hof weiter in die Zukunft führen. Er will investieren, um ressourcensparender zu wirtschaften.

Er überlegt, wie sich die Wärmeenergie der Milch, die von 40 °C auf 4 °C heruntergekühlt werden muss, mit einer Wärmepumpe kombinieren lässt. Oder ob er mehr investieren will, um eine befahrbare Siloanlage oder eine Anlage zum Trocknen von Heu zu bauen, statt wie bisher das Gras mit Kunststoffolie in Ballen zu wickeln. Das Gute für den jungen Bauern: Er kann effizienter arbeiten, ohne dabei unter riesigem Druck zu stehen. Er sagt: „Ich habe das riesige Glück, dass meine Eltern den Hof in 30 Jahren weiterentwickelt und ihn mir ohne Investitionsstau übergeben haben.“ Und: „Das ist ja eigentlich das Coolste, wenn man seine eigenen Ideen umsetzen kann.“

Tobias Schulte



A yellow hot air balloon basket is suspended in the air, with two people inside. The basket is made of wicker and has a black frame. The people are wearing dark clothing. The background shows a snowy landscape under a clear blue sky. The text is overlaid on the upper part of the image.

**„MAN MUSS SICH
BEWUSST MACHEN,
DASS WIR MENSCHEN
EIGENTLICH NICHT AN
DEN HIMMEL GEHÖREN“**

WIE RELIGIONSLEHRERIN LENA DORENKAMP ALS BALLONPILOTIN NEUE PERSPEKTIVEN AUF DEN GLAUBEN GEWINNT.

Wenn Lena Dorenkamp vor ihrer Grundschulklasse steht und im Religionsunterricht über ihre „Himmels-Erfahrungen“ spricht, dann wird es mucksmäuschenstill. Die Schülerinnen und Schüler hängen bei ihren Erzählungen, wie sie mit einem Ballonkorb von der Erde abhebt, an ihren Lippen. Abheben mithilfe von heißer Luft. Wobei es ohne technisches Equipment natürlich nicht geht, was die Jungen und Mädchen in der Belecker Westerbergschule aber sehr genau wissen, leben sie doch in der „Montgolfiade-Stadt“ Warstein. Die 27-jährige Grundschullehrerin begibt sich im Korb regelmäßig in Richtung Himmel. Dort, wo besonders Kinder glauben, dass der liebe Gott ganz nah ist. Auch für sie als ausgebildete Ballonpilotin ist dieses Empfinden präsent. „Der Himmel ist etwas Unendliches, was wir nicht erreichen können“, sagt sie. Und doch macht sie sich immer wieder dahin auf.

BALLON-BEGEISTERUNG

Wieso eine junge Frau sich ein Hobby zulegt, das nicht nur unglaublichen Einsatz, sondern auch noch eine gehörige Portion Mut erfordert, ist leicht erklärt. Zumindest für die Menschen, die im Kreis Soest leben. Seit über drei Jahrzehnten sorgt die Warsteiner Montgolfiade in der Region für Ballon-Begeisterung bei Groß und Klein. Bei Lena Dorenkamp begann alles ganz klein. Sie wurde im September 1998 an einem Montgolfiade-Freitag geboren, jener Tag, an dem stets der Startschuss für das spektakuläre Großereignis gegeben wird. Wenige Stunden nach ihrer Geburt stiegen 26 Heißluftballone in den Himmel. Wie ihr ist einer ganzen Generation von Warsteiner und Rütthener Kindern die Begeisterung für das Ballonfahren in die Wiege

gelegt und hat ihre Kindheit und Jugend auf Schritt und Tritt begleitet.

SCHON ALS KIND FÜR BALLONE FRÜH AUFGESTANDEN

Als Kind war es für Lena in den Tagen um ihren Geburtstag stets selbstverständlich, frühmorgens an der Fensterscheibe zu stehen und auf die Ballone aus Warstein zu warten. Dank der all die Jahre vorherrschenden Windrichtung geht es nämlich besonders oft von Warstein in Richtung Rütthen, wo Lena mit ihrer Familie zu Hause ist. „Mein Bruder Tim und ich sind immer extra früh aufgestanden und haben geschaut, ob die Ballone rüberkommen“, erinnert sie sich. Und natürlich ging es nachmittags so oft wie möglich zur Montgolfiade. „Es hat mich damals infiziert“, sagt Lena im Rückblick.

Bald war sie groß genug fürs Mitfahren im Korb. Und aus dem Kinderwunsch, „ich will mal Pilotin werden“, sollte bald Realität werden. Die ersten Jahre war Lena Dorenkamp regelmäßig als Ballon-Verfolgerin im Einsatz. „Dabei sammelt man viel Erfahrung“, sagt sie. Ballonfahren ist ein Team-sport. „Es ist wichtig, dass alle anpacken.“ Die Hülle muss sorgfältig ausgepackt und eingepackt werden, Korb und Brenner sind herzurichten. „Bei dieser Gemeinschaftserfahrung lernt man fürs Leben“, so Lena Dorenkamp.

MUT HABEN, AUTHENTISCH ZU SEIN

Im Religionsunterricht thematisiert sie dies gern, denn auch der Glaube an Gott hat für sie viel mit Gemeinschaft zu tun: für seinen Nächsten da sein. Die anderen annehmen, aber auch sich selbst. Mut haben, authentisch zu sein.

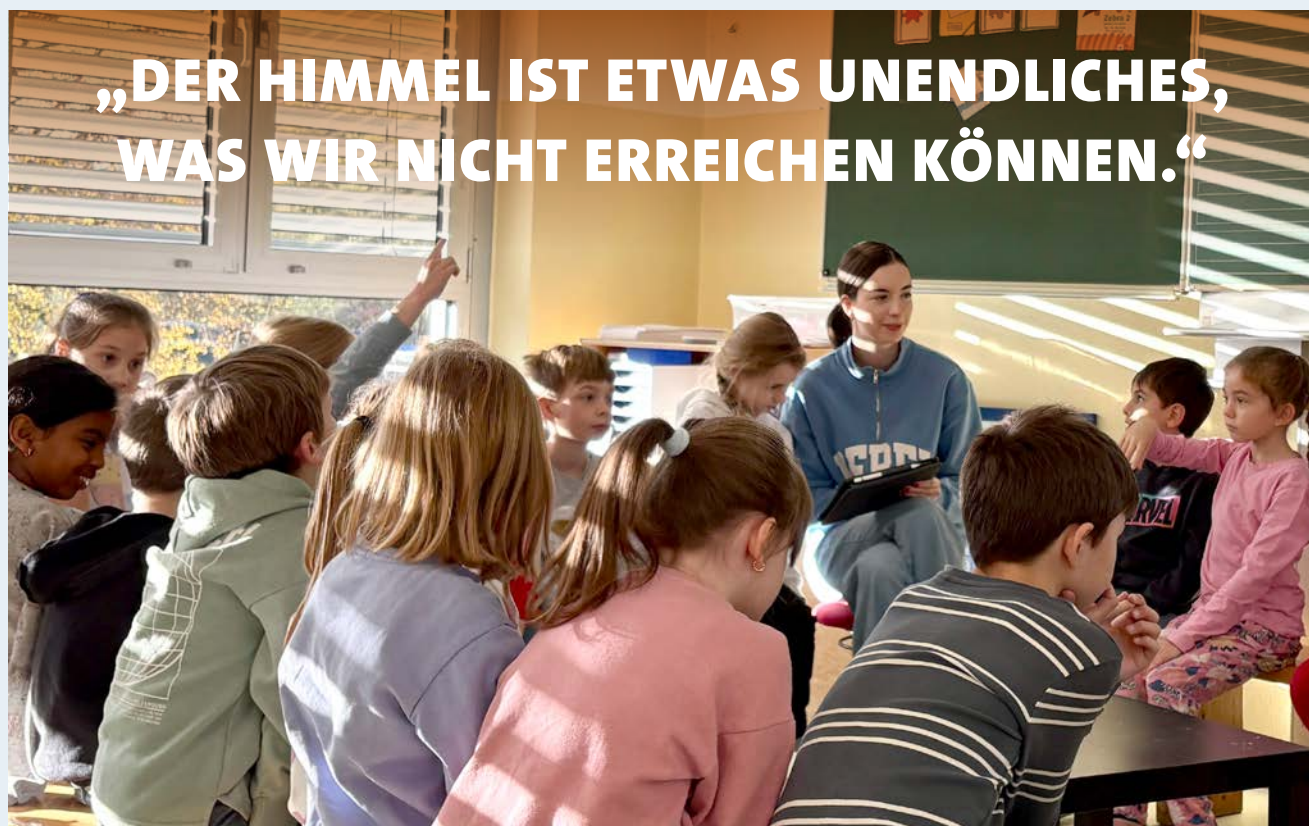


2022 startete Lena Dorenkamp mit der Ausbildung zur Pilotin – parallel lief schon ihr Lehramtsstudium als Grundschullehrerin für die Fächer Deutsch, Mathematik und katholische Religion. Es waren auch wegen der Corona-Pandemie herausfordernde Zeiten. Sie machte ihren Bachelor, dann den Master und anschließend ihr Referendariat. Alles in Reichweite des Warsteiner Ballon-Hotspots. Ihre Pilotinnen-Qualifikation nahm ebenfalls positiv ihren Lauf. Inzwischen ist sie so weit, dass sie allein einen Ballon steuern darf. Ein paar Fahrten fehlen noch im Nachweisbuch, dann darf sie auch Gäste mitnehmen – und trägt eine noch größere Verantwortung. Um mit einem Korb in große Höhen abzuheben, braucht man Übersicht und eine ge-

hörige Portion Mut. „Man muss sich bewusst machen, dass wir Menschen eigentlich nicht an den Himmel gehören“, sagt sie. Denn Risiken gebe es genug und nicht jede Situation kann im Vorfeld exakt beurteilt und genau geplant werden. Die Abhängigkeit vom Wetter ist gewaltig, erst recht, wenn Regenfronten kommen oder Gewitter aufziehen. Aber große Angst hat Lena Dorenkamp nicht. Ihr ist wichtig, den Respekt vor den Gegebenheiten der Natur zu behalten. Und auf dieser Basis die Lage richtig einzuschätzen. Mit Gottvertrauen und dem Bewusstsein der eigenen Kenntnisse und Fähigkeiten meistert sie die Herausforderungen und weiß aber auch: „Da gibt es jemanden, der auf mich aufpasst.“ So oft es geht, ist Lena Dorenkamp

mit dem Heißluftballon unterwegs. „Wenn ich nach einem stressigen Vormittag aus der Schule komme, schalte ich hier ab. Die Ruhe im Korb finde ich wunderbar, man vergisst alle Sorgen und Nöte.“ Der Blick in den Himmel in Verbindung mit dem weiten Rundumblick auf die Erde erwärmt ihr Herz jedes Mal aufs Neue. Und es gibt ihr ein Gefühl für die Größe der Schöpfung. „Ich fühle mich da oben sehr, sehr wohl“, sagt sie. „Man sieht, wie klein alles am Boden ist. Es ist eine ganz besondere Perspektive.“ Dies im Unterricht auch ihren Schülerinnen und Schülern immer wieder erfahrbar zu machen, ist für sie eine große Chance in der Glaubensvermittlung im Religionsunterricht.

Reinhold Großelohmann





ANRÜCKEN IN UNKLAREN SITUATIONEN

WENN SEKUNDEN ZÄHLEN UND NICHTS SICHER IST:
SUSANNE HÜWEL-ROZMANS DIENST FÜR DIE FEUERWEHR
ZWISCHEN EINSATZ, EMOTION UND INNERER STÄRKE

An das durchdringende Piepen des Melders vor ihrem ersten Einsatz erinnert sich Susanne Hüwel-Rozman gut. Ein stiller Morgen im Spätsommer 2013. Wie das sein würde, wenn ihr erstmals ein Unfall oder Brand, schwer Verletzte, womöglich Tote gemeldet würden, hatte sie sich oft gefragt. Der schrille Ton war ihr von der Probealarmierung bekannt. Als die Sprachdurchsage der Rettungsleitstelle in die Stille des Morgens hineinplatzte, war die Aufregung trotzdem groß: ein Verkehrsunfall mit drei Verletzten, eine eingeklemmte Person. „Ich stand vor dem Badezimmerspiegel und brauchte einen Moment. Fragte mich: Kannst

du das echt? Und dachte: Zu Hause bleiben kannst du jetzt nicht. Du hast dich ja entschieden.“ Nervös sprang sie also ins Auto, fuhr zum Feuerwehrhaus, um eilig in die Einsatzkleidung zu schlüpfen – die Kameraden waren im Einsatzfahrzeug schon aufgebrochen. So fuhr sie mit dem Zweitfahrzeug hinterher. Ungewiss, was sie vor Ort erwarten würde.

MUT KOMMT UNTERWEGS

Susanne Hüwel-Rozman ist seit vielen Jahren mit Leidenschaft und Begeisterung bei der freiwilligen Feuerwehr in Marsberg aktiv und seither unzählige Einsätze gefahren. Angefangen hat die gelernte Altenpflegerin 2013 bei den First Respondern, war also notfallerfahren. Im selben

Jahr fragte die Feuerwehr bei ihr an. „Ich hatte immer schon großen Respekt vor der Arbeit der Feuerwehr, die ich von meinem Bruder kannte, und wollte etwas Sinnvolles tun, das den Menschen im eigenen Ort hilft.“ Anrücken in unklaren Situationen, das ist heute Routine für die erfahrene Feuerwehrfrau. Und zugleich Ausdruck eines tiefen Mutes. An die Aufregung, wenn der Melder sie aus Alltagssituationen herausreißt, hat sie sich mittlerweile gewöhnt. „Für mich ist es wichtig, dann rasch runterzukommen, auch wenn es schnell gehen muss.“ Wenn sie im Einsatzfahrzeug sitzt, spricht Susanne Hüwel-Rozman darum wenig und beobachtet viel: das Draußen, die Kameraden. Sie atmet tief durch und

spürt die Ruhe, die sie braucht, wenn es gleich ernst wird.

Bei rund 60 Einsätzen im Jahr unterstützt sie. Besonders herausfordernd: wenn Kinder beteiligt sind. An einen Einsatz erinnert sich die Mutter besonders: Die Leitstelle hatte einen Verkehrsunfall gemeldet. Im Nachsatz hieß es: Kinder betroffen. Sie sagt: „Ich wusste: Mein Sohn war fünf Minuten vorher diese Straße mit dem Gokart heruntergerast und war mir sicher: Es ist mein Kind, das da verunglückt ist.“ Die Angst ließ sie kurz zögern, dann erinnerte sie sich an ihre Entscheidung, an die Verantwortung, die sie übernommen hatte, und sagte sich: „Wenn es mein Kind ist, dann bin ich immerhin dabei. Wenn es ein anderes ist, dann dennoch ein Kind.“ So fuhr sie hin, um zu helfen.

ANDEREN MUT MACHEN

Es sind immer wieder Grenzsituationen, in die das Ehrenamt sie stößt, nicht selten existenziell, manchmal bedrohlich, oft unvorhersehbar. Wenn der Einsatz für sie zu Ende geht, bleiben Menschen im Ausnahmezustand zurück: Angehörige, Ersthelfer, Einsatzkräfte. Nach einigen Jahren im Feuerwehrdienst spürte Susanne Hüwel-Rozman, dass ihr ein Baustein im Puzzle noch fehlte: „Wir haben super Fahrzeuge, Geräte und Einsatzkleidung, eine gute technische Ausbildung. Nach Einsätzen fragte ich mich aber oft: Was passiert jetzt mit den Zurückgebliebenen?“ 2017 bildete sie sich darum in der Psychosozialen Unterstützung für Einsatzkräfte weiter, 2018 besuchte sie einen Lehrgang zur Notfallseelsorge und hat seitdem schon vielen Betroffenen in Notsituationen geholfen. Im Mai 2025 wurde Susanne Hüwel-Rozman vom Erzbistum Paderborn und der Feuerwehr zur Fachberaterin

Seelsorge im Bereich der Feuerwehr ernannt.

Notfallseelsorge kommt ins Spiel, wenn Menschen schwer verunglücken, akute Krisen oder tragische Todesfälle eintreffen, bei Unfällen, Verbrechen, Suiziden oder plötzlichem Kindstod. Wird Susanne Hüwel-Rozman in solchen Fällen gerufen, um Menschen in schwersten Momenten zu begleiten und Trost zu spenden, weiß sie: Hier gibt es keinen Fehlarbeit. „Mutig zu sein, heißt in dieser Situation, mir selbst zu vertrauen.“ Dabei weiß sie auch hier nicht, was sie erwartet. Mal herrscht am Einsatzort komplettes Chaos, es wird geschrien und geweint oder der Rettungsdienst versucht, einen Menschen wiederzubeleben. Mal herrscht totale Stille.

Vor Ort angekommen, nimmt sie sich Zeit, verschafft sich nach der Übergabe durch Einsatzkräfte einen Überblick. Um dann voll und ganz bei denen zu sein, die sie jetzt brauchen. „Ich stelle mich den Betroffenen kurz vor, sage: ‚Wenn Sie wollen, bleibe ich. Ich bin für Sie da. Wenn Fragen sind, fragen Sie. Wenn Sie wollen, sprechen Sie.‘ Oft halten wir gemeinsam die Stille aus.“

RUHE TANKEN UND BEWAHREN

Wie schafft Susanne Hüwel-Rozman es, immer wieder ihren Mut zusammenzunehmen? Woher nimmt sie die Kraft, ins Auto zu steigen, wenn der Melder geht, um anderen Menschen Mut zu machen? Der Glaube spielt für ihren Dienst eine Rolle, als tragende Selbstverständlichkeit, im Hintergrund. Und die Zeit in der Schöpfung: „Mein Ausgleich ist die Natur, die viel Ruhe ausstrahlt.“ In ihrer Freizeit ist die Feuerwehrfrau oft draußen unterwegs, fotografiert und wandert gerne. „Hier lasse ich auch Einsätze

Revue passieren. Dann wird mir bewusst, wie gut es einem geht, wenn man Menschen hat, die für einen da sind.“ Ihr klarer Fokus bei Einsätzen liegt aber voll und ganz auf dem Geschehen vor Ort. Darauf, sich selbst zu überwinden, um anderen zu helfen. „Dabei kann es mutig sein, sich einzugestehen: Ich habe Angst, weiß nicht, ob ich mir das jetzt zutraue“, erinnert sie sich an ihre ersten Erfahrungen bei der Feuerwehr. „Um dann handlungsfähig zu bleiben, müssen Entscheidungen bewusst sein.“

Dr. Carina Middel





**„MUTIG ZU SEIN,
HEISST IN DIESER SITUATION,
MIR SELBST ZU VERTRAUEN.“**

3.000 STIMMEN UND EINE BOTSCHAFT

WIE JUNGE SÄNGERINNEN UND SÄNGER AUS DEM ERZBISTUM PADERBORN MIT MUSIK, GLAUBEN UND GEMEINSCHAFT ZEIGEN, WAS MUT HEUTE BEDEUTET

Tausende Stimmen, ein Klang des Mutes: Beim neuen Musical „Judith und das Wunder der Schöpfung“ singen Chöre aus dem Erzbistum Paderborn und darüber hinaus gemeinsam über Hoffnung und Glauben. Das Projekt wird unter anderem vom Erzbistum gefördert, Erzbischof Dr. Bentz ist Schirmherr – und alle, die den Mut haben mitzusingen, sind willkommen.

MUT, DER ANSTECKT

Erinnern Sie sich an das letzte Mal, als Sie in einem Raum voller Fremder das Wort ergriffen haben? Einen Vortrag gehalten haben vor neuen Kolleginnen und Kollegen? Oder an den Moment, als Sie sich einer Gruppe anschlossen, ohne zu wissen, was Sie erwartet?

All diese Situationen erfordern Mut. Mut sich zu zeigen, sich verletzlich zu machen, vielleicht auch mal zu scheitern. Und dennoch tun wir es immer wieder. Warum? Weil es uns verbindet.

So auch an diesem Tag. Der Saal im RuhrCongress in Bochum füllt sich. Lauter neugierige Gesichter treffen ein und kommen ins Gespräch. Chöre, Familien, Einzelne, die einfach Lust auf Musik und Begegnung haben, sind heute angereist, um gemeinsam zu singen. Angeleitet von Chorleiter Roland Orthaus und Gospelcoach Miriam Schäfer beginnt hier die erste Probe zu einem Musical, das es in sich hat. Knapp fünf Monate sind es bis zur Premiere. Die Begeisterung ist in jeder Stimmübung spürbar.

VIELE STIMMEN, EIN KLANG

Zuerst erhebt sich der Sopran. Dann der Alt, der Tenor, der Bass. Wie Wellen, die sich aufeinander zubewegen, entsteht aus vier getrennten Tonlagen ein einziger Klangraum. Erst zögernd, dann entschlossen, schließlich so selbstverständlich, als wäre dieser Chor aus Tausenden schon immer eins gewesen. Für einen Moment hält alles inne. Dann lächelt Chorleiter Roland Orthaus. „Genau so.“ Orthaus kennt diesen Moment. Bereits beim Musical „Bethlehem“ stand er am Dirigentenpult und erlebt jetzt erneut, wie aus Einzelstimmen eine Gemeinschaft wächst: „Mich begeistert es, wieder ganz neu mit so vielen Menschen auf eine Wellenlänge zu kommen und diesen Chorklang zu spüren. Wie man sich gegenseitig ein-

fach begeistern und anstecken kann für diese Sache.“ Für ihn sind es Augenblicke wie diese, in denen Musik mehr ist. Sie wird zu Gemeinschaft – zu einem Gefühl von Glauben und Hoffnung.

EIN PROJEKT, DAS NIEMANDEN AUSSCHLIESST

Mit „Judith und das Wunder der Schöpfung“ wächst etwas Seltenes: ein Chor, der Grenzen überwindet. Von Paderborn bis Hagen, von Langenberg bis Dortmund. Männer, Frauen, Kinder. Jung und Alt. Ob als Gruppe oder Einzelne – hier zählt jede Stimme.

Unter den 3.000 Sängerinnen und Sängern sind auch Stimmen der Lambertuschöre aus Langenberg. In einem Chor wie diesem findet jede Stimme ihren Platz. Alter, Herkunft oder Erfahrung spielen keine Rolle – entscheidend ist die Freude am Singen. Die Lieder sind so komponiert, dass sie leicht zu lernen sind und schnell ins Herz gehen. Laura ist 26 und singt, seit sie sechs ist, bei den Lambertuschören in Langenberg. „Ich war ehrlich gesagt ziemlich nervös“, erzählt sie nach der ersten gemeinsamen Probe. „So viele Menschen – und plötzlich singen alle denselben Ton. Das ist überwältigend.“

„FÜRCHTET EUCH NICHT“ KLINGT HEUTE SO

Das Stück ist angelehnt an die biblische Schöpfungsgeschichte, verwoben mit einer modernen Erzählung: Judith, eine junge Frau, die sich gegen ihre Angst stellt und nicht aufgeben will. Ihre Entscheidungen für sich und das heranwachsende Kind spiegeln die gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit: Klimakrise, Generationenkonflikte, Konflikte zwischen Aufbruch und Festhalten. „Ich finde sehr schön, dass die Verbindung zum persönlichen Leben durch dieses Musical hergestellt wird, und dass es darum geht, dass wir uns gemeinsam vielleicht ein bisschen neu darauf ausrichten können – und dadurch Vertrauen und Zuversicht neu gewinnen“, sagt Roland Orthaus.

MITMACHEN? TRAUEN SIE SICH!

Noch bis ins Frühjahr laufen die Proben. Alle Interessierten – mit oder ohne Chor – können sich weiterhin anmelden und Teil des Projektes werden. „Jede Stimme zählt“, sagt Orthaus. Und wer sich traut, merkt: Man bekommt mehr zurück, als man gibt. Der große Chor zeigt auch, was Kirche sein kann: vielfältig, lebendig, hoffnungsvoll. Menschen, die zusammenstehen und füreinander singen. „Ich finde, es ist eine krasse Erfahrung, gerade mit so vielen Sängerinnen und Sängern da zusammenzustehen, zu singen. Man kennt sich nicht, aber trotzdem ist man eine große Gemeinschaft. All in all ist es einfach ein cooles Projekt“, sagt Laura Lucarelli von den Lambertuschören Langenberg.


Julia Güth



INFO

Premiere:
21. Februar 2026,
Westfalenhalle Dortmund

Informationen und Tickets:
www.chormusicals.de/judith



MUT FÜR EINE WEI

Mut – davon braucht unsere Welt heute viel. Mut, Neues zu wagen. Mut, Vertrauen zu schenken. Mut, Hoffnung zu haben, wenn Angst lauter scheint. Auch an Weihnachten geht es um diesen Mut. Die biblischen Weihnachtsgeschichten im Matthäus- und Lukasevangelium erzählen nicht nur von der Geburt Jesu. Sie berichten auch von Menschen, die mutige Entscheidungen treffen. Es sind Menschen, die nicht bloß zuschauen, sondern mitgehen, mitglauben, mitgestalten. Es sind Menschen, die sich von Gott bewegen lassen – und damit die Welt verändern.

MARIA – MUT ZUM EIGENTLICH UNMÖGLICHEN

Maria, die Mutter Jesu, erlebt alles am eigenen Leib. Der Engel Gabriel verkündet ihr, dass sie ein Kind gebären werde, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht mit einem Mann zusammen ist. Nach menschlichem Ermessen unmöglich, aber Maria lässt sich darauf ein, dass Gott mit ihr und diesem Kind etwas ganz Neues beginnen will (Lk 1,26 ff.). In ihrem „Magnifikat“ genannten Lobgesang findet sie eindrucksvolle Worte dafür (Lk 1,46 ff.): „Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind; er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen.“ Das alles zu tun und zu sagen, erfordert Mut. Noch wird es 30 Jahre dauern, bis ihr Sohn Jesus das Reich Gottes verkündet, doch Maria macht trotzdem schon erste Schritte auf dieses Reich zu.

JOSEF – MUT ZUM VERTRAUEN

Eine andere Form von Mut bringt Josef, der Verlobte Marias, auf. Das Matthäusevangelium erzählt, dass er sich eigentlich von Maria trennen will, als er von ihrer Schwangerschaft erfährt. Daraufhin erscheint ihm im Traum ein Engel, der ihm verkündet, dass das Kind vom Heiligen Geist ist. Josef glaubt den Worten des Engels und nimmt Maria trotz ihrer Schwangerschaft zu sich (Mt 1,18 ff.). Sein Vertrauen auf Gott und seine Verlobte ist stärker als die damals herrschenden Konventionen. Sich über diese hinweg zu setzen, hat mit Sicherheit Mut gefordert. Josef zeigt auch später Mut, als Herodes den neu geborenen Jesus mit dem Tod bedroht: Als ein Engel im Traum ihn vor Herodes warnt, bricht er mit seiner Familie nach Ägypten auf und rettet so ihrer aller Leben.

DIE HIRTEN – MUT IM ANGESICHT GOTTES

Hirten waren zur Zeit Jesu einfache Menschen, die kaum die Muße hatten, sich um die großen Fragen der Welt zu kümmern. Ausgerechnet ihnen wird laut Lukasevangelium als erstes die Geburt des Messias verkündet (Lk 2,8 ff.). Und das nicht heimlich, still und leise, ganz im Gegenteil: Die Hirten sehen sich mitten in der Nacht einem Engel und einem himmlischen Heer gegenüber. Natürlich fürchten sie sich angesichts einer solchen Begegnung mit



HNACHTLICHE WELT

dem Göttlichen. Aber sie laufen nicht davon. Sie glauben der Verkündigung, fassen sich ein Herz und machen sich auf die Suche nach dem neugeborenen Messias. Und sehen, dass dieser nicht furchterregend ist, sondern ein kleines Kind in der Krippe, das trotzdem die Welt verändern wird.

DIE STERNDDEUTER AUS DEM OSTEN – MUT ZUM ABENTEUER

Die „Sterndeuter aus dem Osten“ gehören als „Heilige Drei Könige“ fest zum Weihnachtsbrauchtum. Im Matthäusevangelium erfährt man nicht viel über diese Männer, nur, dass sie sich auf eine lange, sicher gefährvolle Reise begeben haben, um „den neugeborenen König der Juden“ zu finden: „Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen“ (Mt 2,2). Dass allein der Anblick eines Sterns die Überzeugung in ihnen geweckt hat, dass im fernen Judäa etwas Außerordentliches geschehen sein muss, ist schon erstaunlich genug. Aber dass sie dafür alles stehen und liegen ließen, ist noch viel erstaunlicher. Es reichte ihnen nicht, zu wissen, dass weit entfernt ein bedeutender König geboren worden war. Sie wollten dabei sein, weil sie nur so das Geschehen wirklich begreifen konnten. Und das war jede Anstrengung wert.

UND HEUTE?

Einen ähnlichen Mut braucht die Weihnachtsbotschaft zu allen Zeiten. Weihnachten ist keine Erinnerung an ein Ereignis von gestern. Es ist Einladung zum Heute. Die Menschwerdung Gottes will auch in unserer Welt, in unserem Leben, Gestalt annehmen.

Der Dichter Angelus Silesius (1624–1677) hat dies so formuliert: „Und wäre Christus tausendmal in Bethlechem geboren, doch nicht in dir, du gingest ewiglich verloren!“ Wenn Jesus also nicht in uns selbst, im Herzen jedes Menschen geboren wird, bleibt diese Geburt folgenlos.

Für eine weihnachtliche Welt, in die Gott Einzug hält, braucht es deshalb auch heute diejenigen, die wie Maria „Ja“ zu etwas Neuem sagen, auch wenn es unmöglich erscheint; die wie Josef Vertrauen haben, auch wenn es schwerfällt; die wie die Hirten offen sind für die Erfahrung Gottes und sich davon leiten lassen; die sich wie die Sterndeuter auf ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang einlassen.

Wenn wir heute mit Mut, Vertrauen und der Sehnsucht nach Mehr leben, dann wird Weihnachten nicht nur erzählt – sondern Wirklichkeit.

Dr. Claudia Nieser





„
**STERBENDE
SIND DIE
MUTIGSTEN
MENSCHEN,
DIE ES GIBT.**
„

Im ambulanten Hospizdienst St. Elisabeth Lennestadt begleitet Hannah Franzen Menschen auf ihrem letzten Weg

Den Mut hat Hannah Franzen von ihrer Mutter in die Wiege gelegt bekommen. Als hätte sie geahnt, dass ihre Tochter ihn noch brauchen würde. Heute, da sie als Trauerbegleiterin und Koordinatorin eines ambulanten Hospizdienstes Sterbenskranke und deren Angehörige stützt und auch Ehrenamtliche dazu ermutigt. Und auf ihrem Weg dorthin.

Als Hospizarbeiterin zeigte ihre Mutter ihr früh, dass der Tod zum Leben dazugehört. Schon als Sechsjährige nahm Hannah Abschied von der verstorbenen Nachbarin. Auch den ersten gravierenden Verlust, den Tod ihrer Oma, konnte sie gut verarbeiten. Damals studierte Hannah Soziale Arbeit und hatte sich in der Ausbildung zur ehrenamtlichen Sterbebegleitung intensiv mit der Endlichkeit auseinandergesetzt. Das letzte Essen, ein selbst gemachter Pfannkuchen der Enkelin, der letzte Satz, ein Tod mit Ankündigung – traurig, aber in guter Erinnerung bleibt die Großmutter präsent. Auch dank der Sicherheit, die Hannah Franzens Mutter aus ihrem Beruf mitbrachte.

VOM WARUM ZUM WOZU

Die tiefe Erschütterung kam vier Jahre später. Es war ein Donnerstagmorgen, Hannah Franzen war gerade auf der Arbeit, als ihre Mutter anrief. Sie sagte nichts Genaues, aber die Tochter ahnte es. Am Nachmittag im Krankenhaus erfuhr sie von der palliativen Diagnose der Mutter. Hannahs erste Gefühle: Ohnmacht, freier Fall und absolute Fassungs-



losigkeit. „Wir wissen, dass Mama an der Erkrankung sterben wird. Unklar ist: Wie viel Zeit wir noch gemeinsam haben.“ Schritt für Schritt übernahm die damals 24-Jährige in

den nächsten Monaten die Aufgaben im ambulanten Hospizdienst St. Elisabeth Lennestadt, den die Mutter gegründet hatte, und des Netzwerkes Hospizarbeit Plettenberg.

Bis sie gefragt wurde, ob sie nicht die Koordinationsstelle selbst besetzen wolle. Nach kurzem Hadern sagte die junge Sozialarbeiterin zu. Die Hospizarbeit blickt hier auf eine lange Geschichte zurück. Seit über drei Jahrzehnten begleitet der Trägerverein Hospiz zur Hl. Elisabeth e.V. mit seinen Angeboten schwer kranke und sterbende Menschen in der Region – getragen von der Überzeugung, dass jeder Mensch ein würdevolles, umsorgtes und möglichst selbstbestimmtes Lebensende verdient. Seit April 2023 ist Hannah Franzen für die Ausbildung und Koordination von 76 ehrenamtlichen Sterbebegleitenden zuständig, die sie Tag für Tag ermutigt, auch in schwersten Momenten für Sterbende und ihre Angehörigen da zu sein. Eigentlich kein Thema, mit dem sich ihre Generation schon auseinandersetzt. Hannah Franzen aber ist angekommen: „Mama sagte irgendwann: ‚Vielleicht fragen wir nicht nach dem Warum,

“

MIR HAT DAS SCHICKSAL DIE TÜR IN
DIE HOSPIZARBEIT GEÖFFNET.
UND ES FÜHLT SICH SO AN, ALS OB
ICH HIER GUT UND RICHTIG BIN.

“

”

sondern nach dem Wozu.‘ Mir hat das Schicksal die Tür in die Hospizarbeit geöffnet. Und es fühlt sich so an, als ob ich hier gut und richtig bin.“ Sie kann die Menschen erreichen, weil sie ihre Lage versteht. Auch wenn jede Situation individuell ist, sie ist immer absolut gravierend.

DIE ANGST DES EXISTENZIELLEN

Was Hannah Franzen in der Hospizarbeit nur zu gut kennt: die große Hemmschwelle. Jede Konfrontation mit dem Tod macht auch etwas mit einem selbst. Vor dem Erstkontakt wissen die Sterbebegleitenden nie, was sie erwartet. Besonders herausfordernd: wenn junge Menschen, die noch mitten im Leben stehen, unheilbar erkranken. „Solche Ereignisse bringen krasse Sinnfragen mit, viele zweifeln dann an Gott.“ Auch Hannah Franzen muss sich kurz sammeln, wenn sie solche Geschichten hört. Viele Menschen scheuen die Konfrontation mit Sterben und Tod, nicht jeder kann im Hospiz arbeiten. Zugleich kann die Begleitung von Menschen in ihrer letzten Lebensphase tief erfüllen. In ihren Letzte-Hilfe-Kursen möchte Hannah Franzen darum die Angst nehmen, etwas falsch zu machen: „Sterbebegleitung braucht keinen großen Anspruch. Wichtig ist, ein Stück des letzten Weges mitzugehen, mit aufrichtigem Herzen für den anderen da zu sein.“

WAGEN, WEIL ES IRGENDWANN ZU SPÄT IST

Eingeholt wird Hannah Franzen dabei immer wieder von ihrer eigenen Geschichte. Eine tiefe Traurigkeit, Wut und die große Frage, warum das Schicksal ihr diese Last in jungen Jahren zumutet, machen sich dann breit. Ein Schlüsselerlebnis war es, als sie in ihrer Ausbildung zur Trauerbeglei-

WICHTIG IST,
EIN STÜCK DES
LETZTEN WEGES
MITZUGEHEN, MIT
AUFRICHTIGEM
HERZEN FÜR DEN
ANDEREN DA
ZU SEIN.“

”



HANNAH FRANZEN

KOORDINATORIN IM HOSPIZDIENST

tung von vorweggenommener Trauer erfuhr. „Plötzlich verstand ich, was mit mir los ist.“ Und dann wagte sie den vielleicht mutigsten Schritt ihres Lebens: In ihrer Abschlussarbeit reflektierte sie den persönlichen Trauerprozess, lange bevor sie sich von ihrer geliebten Mutter verabschieden muss. „Das war die schwierigste und zugleich schönste Arbeit, die ich je geschrieben habe.“ Heute, nach dieser intensiven Auseinandersetzung, macht sie Gesprächsangebo-

te für Menschen, die in vergleichbaren Situationen stecken. Was bedeutet Ihnen Mut, Frau Franzen? „Aus der eigenen Komfortzone rauszutreten, etwas zu wagen, von dem man nicht weiß, wie es ausgehen wird, etwas mit dem ganzen Herzen wollen.“ So traut sich Hannah Franzen heute Dinge zu, die sie vor Jahren nicht gewagt hätte, wie die Alpenüberquerung vor zwei Jahren. Sie weiß: Es kann passieren, dass der Zeitpunkt kommt, an dem es plötzlich nicht mehr geht. Tief berühren sie Menschen, die gegen alle Zweifel den Mut aufbringen, ihren schwer kranken Angehörigen einen letzten Wunsch zu erfüllen, ein Wochenende im Wellnesshotel oder einen Ausflug in die Berge etwa.

„GLAUBE SOLLTE PRAKTISCH SEIN“

Gespeist wird Hannah Franzens Kraft, wieder aufzustehen, wenn sie gestresst oder traurig ist, aus einem tiefen Gottvertrauen. Nach der Diagnose ihrer Mutter flatterte ihr eine Predigt in die Hände, die sich an einen Menschen richtet, dem Schlimmes passiert ist – und die ihr ein Leitmotiv geschenkt hat: „Darin heißt es: ‚Gott ist nicht jemand, der dir ein Leben schenkt, in dem einfach alles super ist. Gott ist ein Steinmetz, der Charaktere meißelt.‘ Er würde dir nicht so viel auflasten, wenn er nicht wüsste, dass du es tragen kannst.“ Und so wundert es nicht, dass vor allem Sterbende Hannah Franzen inspirieren: „Was bringen die für einen Mut auf! Was für eine Stärke, permanent konfrontiert zu sein und trotzdem jeden Morgen aufzustehen. Wie mutig auch, sich zu entscheiden: Ab heute kämpfe ich nicht mehr. Sterbende sind die mutigsten Menschen, die es gibt.“

Dr. Carina Middel

MUT FINDEN, HOFFNUNG LEBEN, VERÄNDERUNG WAGEN

UNTERWEGS MIT VIKAR JAKOB OHM IN EINER STADT UND EINER KIRCHE IM WANDEL

Wenn man Jakob Ohm in diesen Tagen in Herne begegnet, weht oft ein rauer Wind durch die Straßen. Die Natur kippt Richtung Winter, das Licht wird kälter, die Tage kürzer. Und hier, zwischen Fördertürmen und den stillen Zeugnissen industrieller Glanzzeiten, steht eine Stadt stellvertretend für eine ganze Region, die sich neu erfinden musste – und immer noch muss.

Kaum ein Ort drückt Veränderung so eindrücklich aus wie das Ruhrgebiet, das mal hart, mal herzlich, aber immer zutiefst menschlich wirkt. Ein herausfordernder Boden für jemanden, der Hoffnung stiften will. Als Jakob Ohm zum Priester geweiht wurde, wählte er einen Vers aus dem Buch Jesaja zum täglichen Begleiter: „Tröstet, tröstet mein Volk.“ Ein Satz, der wie ein Auftrag wirkt, ein Kompass für seinen Weg: „Es ist der Dienst am Menschen, Hoffnung und Mut zu schenken.“ Heute, ein gutes Jahr später, ist der 35-jährige Priester in Herne angekommen. Ein junger Geistlicher in einer Stadt, in der Kirchtürme und Industriegerieppe gleichermaßen ver-



suchen, den Himmel zu berühren. Ein Ort, an dem viele Menschen Entmutigung kennen – und dennoch täglich nach Halt suchen. „Und Mutmacher“, sagt Ohm.

Ohm wuchs nicht im Ruhrgebiet auf, sondern im ostwestfälischen Bielefeld. „Eine normale kirchliche Biografie“, sagt er rückblickend. Und doch erzählen seine Stationen von einer inneren Beweglichkeit und Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen: Zivildienst in einer Berliner Suppenküche für Obdachlose, Theologiestudium in Münster und Rom, Aufenthalte im Heiligen Land, Projektarbeit für Mittel- und Ost-

europa an der Kommende Dortmund. Dann noch eine Promotion. Erfahrungen, die Horizonte geöffnet haben – und Mut fordern.

LEBEN IM WANDEL:

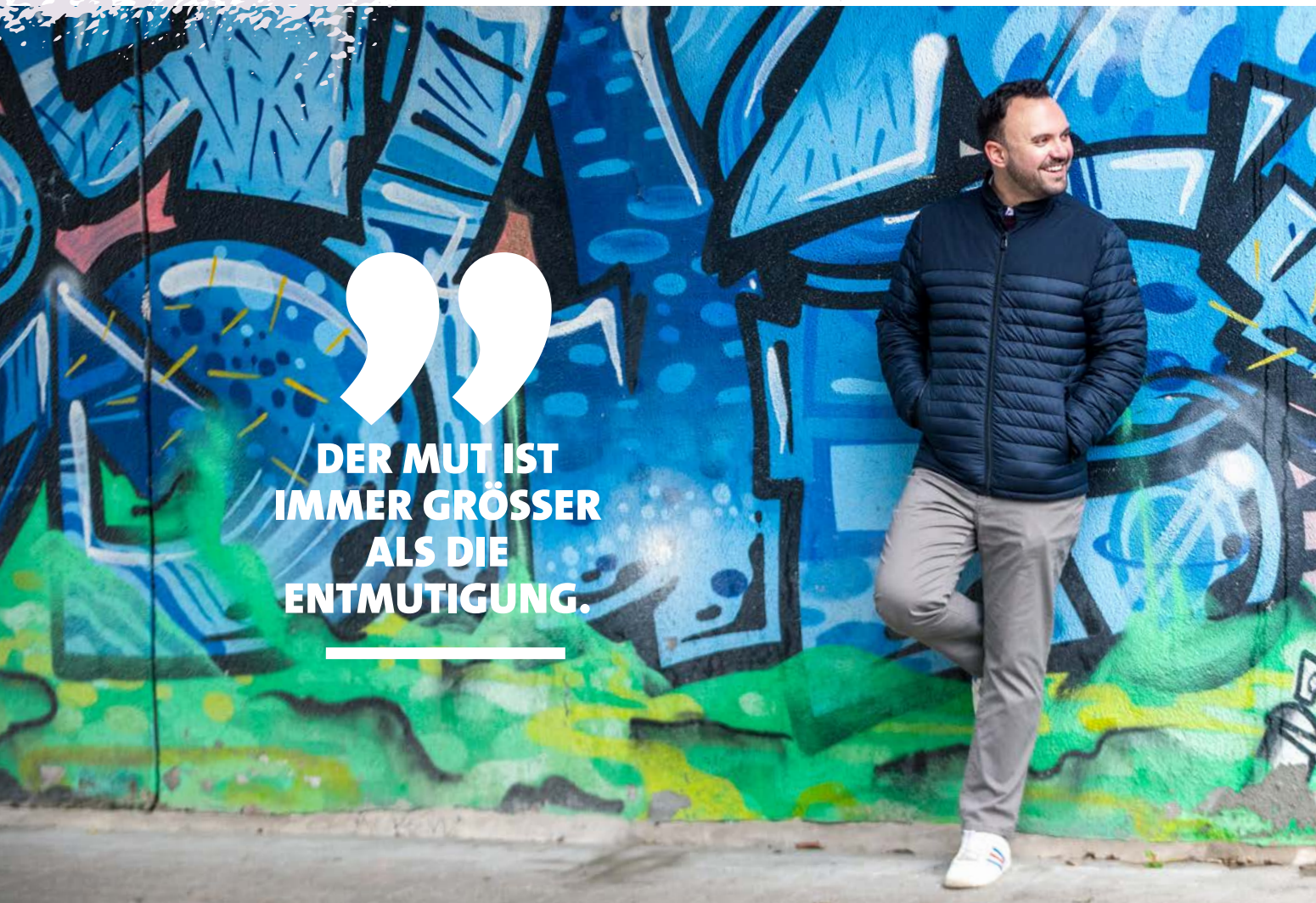
DIE SEELISCHE LAGE EINER REGION

Die erste Einsatzstelle als Priester führte ihn ins Ruhrgebiet nach Herne. Ein Schritt, der weit mehr ist als eine geografische Veränderung. Es ist ein Eintauchen in eine Welt, die wie kaum eine andere vom Wandel geprägt ist – und in der Kirche und Gesellschaft gleichermaßen nach neuen Formen und neuen Wegen suchen. „Das Ruhrgebiet hat in den vergangenen

Jahren und Jahrzehnten sehr große Transformationsprozesse erlebt“, sagt Ohm. Das Ende des Bergbaus, den Abbau von Industrie, Arbeitslosigkeit, soziale Krisen. Vieles, was einst Halt gab, ist verschwunden.

„Die Menschen im Ruhrgebiet sind eigentlich sehr auf Zusammenhalt ausgerichtet, sind sehr solidarisch, gerade durch ihre Bergmannskultur. Aber sie haben zuletzt viele Entmutigungsgeschichten erlebt. Sie haben Dinge verloren, die ihnen vorher Halt gegeben haben.“

Doch genau darin liegt für ihn eine gemeinsame Sehnsucht: „Verbunden aber immer mit dem Bedürfnis nach



**DER MUT IST
IMMER GRÖßER
ALS DIE
ENTMUTIGUNG.**

Hoffnung. Und dem Bedürfnis nach Bezügen und Mut. Die Menschen suchen etwas, was sie trägt, was sie tiefer trägt.“ Und das gebe der Kirche einen klaren Auftrag: eine echte Mut-Botschaft zu verkünden – nicht abstrakt, sondern hier, mitten im Leben der Menschen. Und dafür möchte Jakob Ohm Priester sein.

MUT ZUM ZUHÖREN – UND MUT ZUM DASEIN

Priester zu werden – das war für Jakob Ohm selbst ein Weg, der Mut verlangte, Bereitschaft zur Transformation. Nicht zu wissen, in welche Stadt er einmal gesandt wird, die eigene

Heimat zurückzulassen, sich immer wieder auf neue Menschen, neue Lebensgeschichten, neue Realitäten einzulassen. Es bedeutet, Höhen und Tiefen anderer mitzuerleben, Freude und Geburt, Abschied und Tod. Ein Dienst, der den jungen Mann fordert, weil er so nah am Leben ist – und weil er verlangt, sich immer wieder mutig hineinzugeben.

Was bedeutet das konkret? „Das funktioniert in der seelsorgerischen Arbeit vor allem über den persönlichen Kontakt“, sagt Ohm. Gespräche, die mal im Kirchenraum beginnen, mal beim Treffen mit Jugendlichen, mal beim Spaziergang durchs Viertel. Zuhören, das manchmal mehr bewirkt als jedes Konzept. „Es ist ja die christliche Hoffnungsbotschaft, dass Gott mit unserem Leben etwas vorhat, dass jeder gebraucht wird.“ Eine Botschaft, die jeden Menschen einzeln meint: „Jeder ist wertvoll.“ Doch erreicht das die Menschen? Ohm zögert nicht. „Es gibt auch Menschen, die in der Entmutigung bleiben, die von Kirche enttäuscht sind und bleiben.“ Er weiß, dass Mut nicht selbstverständlich ist – nicht für Gemeindemitglieder und auch nicht für ihn selbst. „Auch als Priester hat man nicht unendliche Mut-Ressourcen, in erster Linie ist man ebenso Mensch und geht diese Wege selbst mit.“ Er kennt Momente, in denen er keine Antwort weiß, in denen Last und Fragen schwerer wiegen als der Auftrag zu trösten: „Deshalb muss man auch selbst Mut aus der Arbeit schöpfen. Aber klar, es gibt auch Momente, wo man selbst keine Antwort mehr hat, auch das gehört dazu.“

AUFBRÜCHE – BESONDERS BEI JUNGEN MENSCHEN

In der Jugendseelsorge erlebt er das besonders eindrücklich: „Gerade in



der Jugendarbeit mache ich die Erfahrung, dass neue Aufbrüche möglich sind, dass die Botschaft von Hoffnung und Mut auf offene Ohren trifft – gerade in der jüngeren Generation.“ Jugendliche, die Gemeinschaft suchen. Die nicht zuerst nach Perfektion fragen, sondern nach echten Begegnungen.

„Mir macht Mut, dass ich immer wieder die Erfahrung machen darf, dass es neue Arten von Gemeinschaft in der Kirche gibt“, sagt Ohm. Gemeinschaften, in denen Glauben und Alltag zusammenfinden – Leben teilen. „Dass man aus dieser Gemeinschaft wiederum Kraft und Mut schöpft und stiftet.“

EIN WIRKMÄCHTIGER BEGLEITER

Vielleicht ist das der Mut, von dem dieser junge Priester lebt: kein lauter, heroischer Mut, sondern der Mut, sich dem Leben jedes Einzelnen zu stellen. Der Mut, in einer Stadt im Wandel Zuversicht zu säen. Der Mut, immer wieder neu zu glauben, dass Trost und Hoffnung möglich sind – gerade dort, wo sie am nötigsten sind. Und so bleibt für ihn ein Grundgefühl: „Der Mut ist immer größer als die Entmutigung.“

Alexander Lange



MUT ZUM NEUAUFBRUCH

Wie die Sießener Franziskanerinnen ihre Komfortzone verlassen

Die gewohnte Umgebung hinter sich lassen und aufbrechen in ein Abenteuer mit Gott – diesen mutigen Schritt haben Schwester Annette Eisele und Schwester Franja Köhler gewagt. Zusammen mit drei anderen Sießener Franziskanerinnen sind sie in einen kleinen Konvent in Dortmund gezogen. Sie folgten damit einer Einladung von Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz. Mit dem Projekt „CityKloster“ wollen sie ihren Glauben vor Ort neu erfahrbar machen.



MUTIGER AUFBRUCH

Zu Beginn des Neuaufbruchs hatte Schwester Annette vor allem eines – viele Fragen: „Was kommt auf uns zu? Wie werden wir aufgenommen? Welche Menschen werden uns begegnen? Werde ich dem gewachsen sein? Wird das Projekt gelingen?“ Doch trotz all dieser Ungewissheit hat sie den Schritt ins Unbekannte gewagt. „Und genau darin liegt der Mut jedes Neuaufbruchs. Mutig ist man, wenn man tut, was man für richtig hält, obwohl man Angst davor hat“, ergänzt Schwester Franja. Was ihnen selber Mut macht, ist zu wissen, dass sie in Dortmund „keinen luftleeren Raum vorfinden. Es gibt ganz viele kirchliche Angebote und wir schauen, wo wir andocken, wo können wir aber vielleicht auch etwas Neues entwickeln“, so Schwester Annette.

MUTIGE SUCHE

Als Schwester Annette sich zum ersten Mal in der Dortmunder Innenstadt umsieht, macht sie einen Zwischenstopp beim Imbiss „Wurst Willi“. Dort hat sie Zeit, das Treiben zu beobachten, und vor allem ein Eindruck bleibt hängen: „Diese Unterschiedlichkeit der Welten. Einerseits

Menschen, die einkaufen gehen, und andererseits Menschen, die dort sitzen und betteln. Dieser krasse Kontrast ist mir gleich aufgefallen“, so Schwester Annette. Die Schwestern wollen die Menschen in Dortmund erreichen – mit Worten, aber auch mit Taten. „Zum Beispiel, indem ich bei den obdachlosen Menschen bin. Ich weiß, Jesus würde es genauso machen“, ergänzt Schwester Annette.

Aber auch das Gespräch ist ein zentraler Aspekt ihres Wirkens ins Dortmund. Die Schwestern erleben, dass viele Menschen auf der Suche nach einem Austausch über den Glauben sind. Schwester Annette erklärt: „Mit uns können sie einfach reden und ihre Fragen loswerden. Und es ist nicht so, dass wir die Antwort haben. Wir haben zwar schon viel entdeckt, wollen aber selbst auch weiter suchen.“ Schwester Franja ergänzt: „Dadurch, dass wir schon eine Gemeinschaft sind, können wir miteinander suchen und andere, die auf der Suche sind, viel leichter in die Gemeinschaft integrieren.“

MUT IM ZUSAMMENLEBEN

In Dortmund leben die fünf Schwestern in einer völlig neuen Konstellation zusammen

und müssen vieles neu austarieren: Wer geht einkaufen? Wer räumt die Spülmaschine aus? Und wann? Da braucht es Mut, zu den eigenen Bedürfnissen zu stehen. Schwester Annette beschreibt es so: „Das ist wie in einer Familie. Die eine Schwester möchte am Wochenende gerne ausschlafen, die andere schon frühmorgens Gemeinschaft leben. Das ist dann ein Abwägen. Und dadurch, dass wir nur zu fünft sind, lebt man auch viel enger miteinander und ist ständig in Kontakt. Von unserem Alter und unseren Persönlichkeiten sind wir sehr verschieden. Ich



glaube nicht, dass wir uns ausgesucht hätten, aber wir sind uns so gegeben. Man merkt auch, dass das Zusammenleben möglich ist und man auch viel Freude aneinander entwickelt.“

MUT ZU ZWEIFELN

Auf die Schwestern kommen in Dortmund ganz neue Aufgaben zu, für die sie immer wieder auch ihre eigene Komfortzone verlassen müssen. Diese Herausforderungen zu meistern, erfordert Mut. „Ein Übungsfeld von mir ist es, auch mal bei Leuten auf den Tisch zu hauen. Das gehört nicht zu den Dingen, die ich von alleine machen würde, das muss ich erst einmal üben“, gesteht Schwester Franja. Gleichzeitig ist es auch mutig, sich die eigenen Schwächen einzugestehen: „Zu sagen, an dem Punkt kämpfe ich, da fühle ich mich ganz ohnmächtig“, so Schwester Annette. Sie findet es wichtig, sich darüber auszutauschen, da man so erfährt, dass andere ähnliche Erfahrungen machen. Das ermutigt sie zusätzlich, den Weg weiterzugehen. Sie hat aber auch den Eindruck, dass viele Menschen Ordensschwestern gar nicht zutrauen, dass sie auch zweifeln und hadern. „Als ich mit einer Frau darüber gespro-

chen habe, dass ich manchmal auch alles hinterfrage und gar nicht mehr weiß, wie Glaube überhaupt geht, hat sie mich völlig entgeistert angeschaut. Darauf hat sie mich später immer wieder angesprochen, weil sie das so nicht erwartet hat.“

MUT LOHNT SICH

Doch trotz aller Umstellungen und trotz Momenten des Zweifels lohnt sich der mutige Schritt, nach Dortmund zu gehen. Das wird den Schwestern vor allem dann bewusst, wenn Menschen sie auf der Straße anstrahlen. „Es haben auch schon Menschen gesagt: ‚Es tut mir gut, dass ihr da seid‘, das gibt mir eine Sicherheit“, so Schwester Annette. Durch ihre Ordenskleidung fallen die Franziskanerinnen auf und bieten Anlass, ins Gespräch zu kommen. Vor allem eine Situation ist Schwester Franja in Erinnerung geblieben: „Ich bin Bahn gefahren und mir gegenüber saß ein Muslim, der mir seine ganze Glaubensgeschichte erzählt hat, wie er so mit Gott unterwegs ist. Das war richtig schön.“

Menschen begegnen und mit ihnen ins Gespräch kommen, das ist der Wunsch der Siesener Franziskanerinnen und der Grund, warum sie den mutigen Neuaufbruch wagen.

Svea Wenderoth

”
MIT UNS
KÖNNEN
DIE
MENSCHEN
EINFACH
REDEN.
”





MUTIG HOCH HINAUS – FÜR ALLE

Zwischen Kallenhardt und Rüthen zeigen junge Menschen im Hochseilgarten der Pfadfinder, wie Mut entsteht, wenn Gemeinschaft trägt

Zwischen den hohen Bäumen hinter dem Haus am Eulenspiegel klirren Karabiner, die Seile schwingen leicht im Wind. Eine Jugendgruppe tastet sich Schritt für Schritt über die ersten Plattformen des Hochseilgartens. Unten rufen Freunde Tipps nach oben, oben ringen Jugendliche um Balance – und Mut.

Hände umklammern ein Seil, Knie zittern, irgendwo ein kurzer Aufschrei, dann ein Lachen. Einer hilft der anderen, manchmal reicht ein Blick, ein Nicken. Hier oben, mitten in der Natur zwischen Kallenhardt und Rüthen, verändert sich etwas: Aus Vorsicht wird Ver-

trauen, aus Unsicherheit wird ein Moment des „Ich schaffe das“. „Ich hatte beim ersten Mal richtig Herzklopfen“, erinnert sich der 29-jährige Nils Wilzki. Er engagiert sich für die Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG) am Eulenspiegel und begleitet Jugendgruppen während ihres Aufenthaltes. Und dazu gehört es auch, sich selbst in schwindelerre-

gender Höhe durch den Hochseilgarten zu wagen. „Da oben merkst du plötzlich, wie sehr du auf die anderen angewiesen bist – und wie gut es tut, wenn man sich tatsächlich fallen lassen kann und gehalten wird.“ Der erste Schritt auf das schwankende Element, sagt er, sei der schwerste gewesen: „Du weißt nicht, ob du dich traust. Aber sobald du das erste

Seil in der Hand hast, spürst du: Die Angst wird kleiner. Der Mut wächst unterwegs.“ Wenn er Jugendgruppen, Schulklassen und Familien begleitet, die den Hochseilgarten besuchen, weiß er, was diese Erfahrung auslösen kann. „Es geht nicht darum, alles perfekt zu meistern. Sondern darum, sich etwas zuzutrauen, was man vorher vielleicht nie probiert hätte.“ Manchmal, sagt Nils, erinnere ihn dieser Moment an das, was viele Jugendliche im Glauben suchen: einen Halt, der trägt, wenn es wackelig wird.

Warum die Pfadfinderinnen und Pfadfinder der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg den Hochseilgarten vor Jahren gebaut haben? Für Nils ist die Antwort klar: aus Überzeugung. „Unser Anspruch ist, dass hier wirklich alle mitmachen können. Nicht nur symbolisch – sondern ganz praktisch.“ Der Zeltplatz, das in diesem Jahr eingeweihte neue Bildungshaus, die Wege und eben auch der Hochseilgarten wurden so geplant, dass auch Menschen im Rollstuhl teilnehmen können. Rampen, spezielle Sicherungssysteme, Plattformen, die mit Rollstühlen erreichbar sind. „Es ist ein starkes Gefühl, wenn Menschen, die schnell ‚außen vor‘ sind, hier plötzlich mittendrin sind“, sagt Nils. „Gemeinschaft bedeutet, dass die Möglichkeiten für alle gleich sind.“ Für viele Pfadfinder gehöre dazu auch ein christlicher Blick auf den Menschen: „Alle sind wertvoll, unabhängig von ihren Fähigkeiten. Und alle sollen Orte finden, an denen sie wachsen können.“ Der Hochseilgarten sei genauso ein Ort. Diese Erfahrungen teilt auch Oliver Teipel, Profi im Hochseilgarten. Gerade die kleinen Erfolge seien die besonderen Momente: „Allein wenn man bei der Person, die einen

begleitet, plötzlich auf Augenhöhe ist, ist das schon eindrucksvoll.“ Weil dann die körperlichen Grenzen für einen Moment überwunden sind. Oliver Teipel ist Geschäftsführer der Seilschaft mit Sitz in Arnsberg. Die Seilschaft hat gemeinsam mit den Pfadfindern der DPSG unter anderem den Hochseilgarten geschaffen – von der Idee bis zur Umsetzung. Seminare, Schulklassen und Pfadfindergruppen begleitet die Seilschaft Woche für Woche dort in luftiger Höhe. Und immer wieder auch Menschen im Rollstuhl.



ERFOLG MACHT MUT FÜR KOMMENDE AUFGABEN.

Der Hochseilgarten am Eulenspiegel sei in seiner Größe und Konzeption der erste, der eben auch für Rollstuhlfahrerinnen und -fahrer geeignet sei, erklärt Teipel. Die Idee kam ihm und Gleichgesinnten schon vor einigen Jahren, „weil Inklusion einfach voll unser Thema ist“. Da ist zum Beispiel die „lange Rampe“. Sie führt knapp 15 Meter in die Höhe. Entweder ziehen sich die Menschen im Rollstuhl am Seil hinauf oder nutzen einen Flaschenzug. „Natürlich schauen wir immer im Vorfeld, was sie schaffen können. Sitzen sie beispielsweise aufgrund eines Unfalls im Rollstuhl, sind kognitiv gesund oder haben sie eine mehrfache Behinderung?“, schildert Teipel. „Wir passen die Ziele dann gemeinsam im Vorfeld an. Wichtig und entscheidend ist, dass alle kleinschrittige Erfolge feiern.“ In der Höhe warten dann beispielsweise ein kleiner Slalom-Parcours,

Wackelbretter oder die „fliegenden Schienen“, ehe es mit der Seilbahn zurück zu Boden geht. Und auch ohne Rollstuhl sind viele Herausforderungen zu meistern: „Es steht immer die Gruppe im Vordergrund. Es wird sich geholfen und gegenseitig unterstützt, um die Ziele zu erreichen.“ Und Ziele seien da gar nicht, den gesamten Hochseilgarten zu absolvieren, schnell oder fehlerfrei zu sein: „Das Ziel ist das Erfolgsgefühl. Das Gefühl, etwas erreicht zu haben, was man sich vorher vielleicht gar nicht zugetraut hätte.“

„Im Hochseilgarten wird Mut erfahrbar. Für alle. Nicht nur für die Menschen, die im Rollstuhl sitzen“, schildert Teipel seine Erfahrungen. Zuerst sei da der Mut, sich der Aufgabe überhaupt zu stellen. Der ganze Alltag spiele sich am Boden ab, plötzlich in luftiger Höhe. Mut bedeute, sich selbst etwas zuzutrauen, etwas zu wagen, sagt Teipel: „Nicht mit dem Schicksal zu hadern, sondern nach vorne zu blicken.“ Oder eben nach oben. „Aber es macht auch allen, die begleiten, den Menschen im persönlichen Umfeld Mut.“ Mut, weil das Leben im Rollstuhl keine Endstation ist, weil es weitergeht. Nach vorne und am Eulenspiegel sogar nach oben: „Der Erfolg macht Mut für kommende Aufgaben.“

Alexander Lange



NILS WILZKI

Mitarbeiter der DPSG



WAS BEDEUTET IHNEN WEIHNACHTEN, FRAU MOHN?

Brigitte Mohn führt die Bertelsmann Stiftung in Gütersloh und engagiert sich gesellschaftlich stark. Über den Kern von Weihnachten und eine Zeit des Gebens.



Mut zeigt sich oft im Kleinen: bei Menschen, die Verantwortung übernehmen, sich für andere einsetzen oder Chancen schaffen, wo zuvor keine waren. Brigitte Mohn begegnet solchen Menschen fast täglich – durch ihr Engagement privat, in der Bertelsmann Stiftung oder anderen philanthropischen Initiativen ihrer Familie. Dort erlebt sie, was Menschen stärkt und wie sehr Zusammenhalt von Aufmerksamkeit und Wertschätzung lebt.

Aus ihrer Perspektive heraus erzählt Brigitte Mohn im Gespräch mit unserer Redaktion, was Weihnachten für sie bedeutet – und warum diese Zeit für sie eine Einladung ist, einander bewusst wahrzunehmen und Verantwortung füreinander zu übernehmen. Was Weihnachten im Kern bedeutet? „Frieden und Versöhnung stehen für mich über allem“, sagt Brigitte Mohn, auch weil die Weihnachtsgeschichte selbst davon erzählt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens (Lk 2,14).“ Davon ausgehend ist die

Advents- und Weihnachtszeit für Brigitte Mohn eine Zeit, in der nochmals deutlicher spürbar wird, wie sehr wir einander brauchen und wie wichtig ein friedvoller Umgang miteinander ist. Umso dankbarer und demütiger sei sie, „dass man Weihnachten so erleben darf“. „So“ – damit meint Brigitte Mohn: friedlich, mit der Familie, in Gemeinschaft und Sicherheit. Schließlich leben viele Menschen eben nicht in Frieden. Brigitte Mohn, die aus der Gründerfamilie des Medienunternehmens Bertelsmann stammt, hat das auf vielen ihrer Reisen erlebt.

IMPRESSUM

HERAUSGEGEBEN VON

Erzbistum Paderborn KdÖR
Vertreten durch die Generalvikare:
Msgr. Dr. Michael Bredeck, Generalvikar
Prälat Thomas Dornseifer, Generalvikar
Domplatz 3 | 33098 Paderborn

Erzbischöfliches Generalvikariat
Abteilung Kommunikation | Heike Meyer
Domplatz 3 | 33098 Paderborn
Telefon 05251 125-1558
kommunikation@erzbistum-paderborn.de

REDAKTION

Dirk Lankowski (Leitung), Julia Güth, Till Kupitz, Alexander Lange, Dr. Carina Middel, Dr. Claudia Nieser, Reinhold Großelohmann, Tobias Schulte, Svea Wenderoth

LAYOUT

Susanne Espert | Mues + Schrewe GmbH
www.mues-schrewe.de

DRUCK

Bonifatius GmbH
www.bonifatius-druckerei.de

BILDER

© Unsplash / Nina Elliot (Titel),
© Erzbistum Paderborn: Besim Mazhiqi (S. 2, 3),
Reinhold Großelohmann & Lena Dorenkamp (S. 6, 7, 8), Moritz Steegmaier (S. 3, 12, 13), Svea Wenderoth (S. 3, 22, 23), Alexander Lange (S. 25)
© Ralf Litera (S. 2, 3, 4, 5, 8, 9, 17, 18, 19, 20, 21),
© Adobe Stock / ommus (S. 14, 15),
© Unsplash / Priscilla du Preez (S. 19),
© Seilschaft Sauerland (S. 24),
© Bertelsmann Stiftung (S. 26),
© Adobe Stock / o Jardin (S. 26, 27),
© Gestaltung: K+G Agentur für Kommunikation (S. 28)



Frieden und Versöhnung stehen für mich über allem.

Vielleicht passt es zu diesem Bild des Friedens gut, dass Weihnachten für viele Menschen auch eine Zeit des Gebens ist. Schließlich zeigt sich Frieden im Kleinen, im Miteinander – durch Mitgefühl, durch Hilfsbereitschaft, durch Zuwendung. Schon in der Adventszeit wird das überall sichtbar: durch Wunschbäume, Spendenaktionen, Päckchen für Menschen, die es schwerer haben.

Auch für Brigitte Mohn ist dieses Bedürfnis, andere zu unterstützen, ein zentraler Teil der Weihnachtszeit. Geben bedeutet für sie dabei nicht nur das, was man verpacken oder spenden kann. Es meine genauso Ideelles, Zwischenmenschliches: Zeit schenken, aufmerksam sein, echtes Interesse zeigen. „Das ist mindestens genauso wichtig, kommt im Alltag aber oft zu kurz“, sagt sie. Das hat mit Mut zu tun: dem Mut, im Alltag nicht wegzusehen, auf andere zuzugehen, Zeit zu teilen. Weihnachten beginnt für sie deshalb zunächst mit einem bewussten Blick nach innen: auf den eigenen Glauben, auf das, was trägt, und auf das, was im Laufe des Jahres vielleicht zu kurz kommt. „Es geht darum, zu reflektieren, Prioritäten zu prüfen, achtsam zu sein für das eigene Leben und meine Mitmenschen“, beschreibt Brigitte Mohn. Und sich dabei die Frage zu stellen: „Was kann man geben, ohne

dass man etwas zurückerwartet?“ Diese Haltung zeigt sich zum einen in den Traditionen, die für die 61-Jährige seit Jahren fest zu ihrer Weihnachtszeit gehören: die Christmette besuchen, mit der Familie lange frühstücken, anderen eine Freude bereiten. „Ich packe zum Beispiel jedes Jahr Weihnachtskisten für Kinder in den umliegenden Kinderheimen und verteile diese dann gemeinsam mit meinen Kindern“, erzählt sie. Zum anderen zeigt es sich in dem, wie sich Brigitte Mohn gesellschaftlich engagiert. Sei es durch die Bertelsmann Stiftung, deren Vorstandsvorsitzende sie ist, andere Stiftungen oder andere gemeinnützige Organisationen ihrer Familie wie die Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe, die Founders Foundation in Bielefeld oder Phineo in Berlin. „Meine Familie hätte den wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens auch einfach nur für sich nutzen können“, erzählt sie „aber das wollten wir nie.“ Die christliche Prägung durch ihre Eltern und Großeltern, der Blick auf das Gemeinwohl, auf die Mitmenschen haben ihr früh bewusst werden lassen, dass Wohlstand immer auch Verantwortung bedeutet.

So versteht sie die Arbeit der Bertelsmann Stiftung als langfristige Form des Gebens. In Projekten rund um Bildung oder Gesundheit geht es darum, Menschen Chancen zu ermöglichen, denen sie sonst fehlen würden. Besonders wichtig sind ihr junge Menschen. Für sie hängt das direkt mit ihrer persönlichen Botschaft von Weihnachten zusammen: Was kann ich beitragen, damit es anderen Menschen besser geht? Brigitte Mohn erklärt: „Jede und jeder von uns kann seinen Teil dazu beitragen und sich bewusst werden, dass ich ein Teil des Friedens sein kann, ein Licht, das ich an andere weitergeben kann.“ Geben ist christlich und heißt, Verantwortung füreinander zu übernehmen – dafür braucht es Mut, im Kleinen wie im Großen, beschreibt Brigitte Mohn und schließt damit auch an die christliche Tradition ihrer Familie an. Denn Carl Bertelsmann begann 1835 in seinem Verlag mit der Veröffentlichung christlicher Lieder und Texte. Die dort vermittelten Werte des Christentums bilden noch immer das Fundament des Handelns und der Haltung. Brigitte Mohn ist sich sicher: „Mehr denn je brauchen wir den Frieden der Weihnacht für die Gestaltung unserer Gesellschaften und das Licht der Weihnacht als Wegweiser.“

Till Kupitz

IHNEN HAT DIESES MAGAZIN GEFALLEN?

Das Erzbistum Paderborn gibt zweimal jährlich, jeweils zu Ostern und Weihnachten, ein thematisch vielfältig gestaltetes Magazin heraus. Wenn Sie Interesse daran haben, diese Ausgaben regelmäßig und kostenfrei zu erhalten, genügt eine kurze E-Mail mit Ihrer Adresse an

kommunikation@erzbistum-paderborn.de

Sichern Sie sich Ihr Exemplar und bleiben Sie mit uns in Verbindung, um Einblicke und Inspirationen aus unserem vielfältigen Glaubensleben zu gewinnen.



GRUND
NR. 240



**LASST UNS
FROH UND
MUTIG SEIN!***

***Auf geht's:** „Steh auf, werde licht, denn es kommt dein Licht und die Herrlichkeit des Herrn geht strahlend auf über dir.“ DIE BIBEL – JESAJA 60,1

noch-ein-grund-mehr.de

**1000
GUTE
GRÜNDE**



ERZBISTUM
PADERBORN

erzbistum-paderborn.de